

Das ungeschminkte Volksleben

Aus der Arbeit des Ludwig-Uhland-Instituts
der Universität Tübingen

Vor gerade hundert Jahren stieg die junge Isolde Kurz - sie hat dies selber aus ihrem »Jugendland« berichtet - hin und wieder zum Schloß hinauf und besuchte dort den Doktor Euting, der als Kollege ihres Vaters an der Universitätsbibliothek arbeitete, dessen Hauptinteresse aber Orientalischen Studien galt: »Euting war damals schon im Orient gewesen und gehabte sich seitdem als Türke. Seine Beweglichkeit, seine schwarzen, umherspringenden Augen, ein seltsam gerunzeltes, aber doch junges Gesicht, das aussah wie von heißerer Sonne gedörnt, gaben ihm ein völlig fremdartiges Ansehen. Den gewesenen Stiffter merkte man ihm nicht mehr an, er lehrte jetzt semitische Sprachen, besonders das Arabische. Als außerordentlich mutiger Mensch, der er war, hauste er mutterseelenallein in dem unheimlichen »Haspelturm« hinter dem Schlosse. Da bei Einbruch der Dunkelheit die nach dem Schloßhof führende Pforte geschlossen wurde, war er bei Nacht in seinem Turm von allen Lebenden geschieden. Er hatte es durchgesetzt, in diesem ehemaligen Gefängnis der zum Tode Verurteilten, dessen durch keine Treppe erreichbares Verließ noch Menschenknochen bergen sollte, sich ein paar Zimmer einrichten zu lassen, denen er durch orientalische Teppiche und Decken ein einigermaßen wohnliches Ansehen gab. Dort saß er mit untergeschlagenen Beinen, den roten Fes auf dem Kopf, am Boden, aus mächtiger Wasserpfeife rauchend, und bewirtete seine Besucher und Besucherinnen mit selbstgebrautem türkischem Kaffee in winzigen Schälchen, alles echt und stilgerecht. Dabei erzählte er von Wüstenritten, Haremsbesuchen und dergleichen.«

Ob der Haspelturm wirklich ein Gefängnis war, worauf immerhin auch der Name des vorgelagerten Gebäudes, der »Kalten Herberge«, schließen lassen könnte, oder ob man dort nur Vorräte aufbewahrte, die man mit der Haspel beförderte - darüber streiten sich die Historiker. Jedenfalls hat diese Südwestpartie des Schlosses inzwischen viel von ihrer Unheimlichkeit verloren. Die »nach dem Schloßhof führende Pforte« ist beseitigt, der Turm ist frei zugänglich. In der Kalten Herberge und im Haspelturm wurde vor über drei Jahrzehnten ein Universitätsinstitut eingerichtet.

Gingen die Traditionen immer geradeaus, so müßte es — im Gedenken an Euting - das Orientalische Seminar oder viel-

leicht das Institut für Völkerkunde sein; tatsächlich aber installierte sich in diesem Teil des Schlosses ein Institut für *Volkskunde*: die exotische ist deutscher Romantik gewichen; an die Stelle der orientalischen Requisiten sind Zeugnisse einheimischer Volkskunst getreten, statt den stilechten türkischen Mokkaschälchen finden sich Beispiele schwäbischer Töpferei, grobgeschnitzte Schwarzwälder Pfeifen aus Holz und Horn ersetzen die mächtige Wasserpfeife, und wer für den roten Fes einen Ausgleich sucht, kann ihn in den um nichts weniger abenteuerlichen Masken der schwäbisch-alemannischen Fasnacht finden. Auch mit der Einsamkeit ist es vorbei; zumindest die Ausläufer des Massenbetriebs haben auch diesen Teil der Universität erreicht - das »Ludwig-Uhland-Institut für deutsche Altertumswissenschaft, Volkskunde und Mundartenforschung«. So heißt der vollständige Titel, dessen Länge in der Verwaltung gelegentlich Anstoß erregt und wohl mit zu dem Erlaß beigetragen hat, nach dem Universitätsinstitute seit einiger Zeit nicht mehr mit dem Namen von Personen geschmückt werden sollen.

Nun, diese Empfehlung ist nicht ganz unverständlich: immer wieder kommen zu uns aufs Schloß Leute, die den Nachlaß Uhlands besichtigen, die Einblick in ganz bestimmte Briefe von ihm nehmen oder auch einfach irgend etwas von ihm sehen wollen - einen Scherenschnitt oder eine Haarlocke oder seine silberne Uhr. Jedesmal müssen wir den Besuchern umständlich erklären, daß und warum wir dafür nicht zuständig sind - und manchmal sind wir durchaus zufrieden, wenn jemand mit der Bemerkung abzieht: dann sei das also wie beim Uhlandbad, ein Name, weiter nichts ... Der Vergleich hinkt freilich doch empfindlich, denn ganz so äußerlich ist das Etikett, das der Altgermanist Hermann Schneider nach dem Kriege dem von Gustav Bebermeyer gegründeten Institut aufdrückte, eben doch nicht. Ludwig Uhland war ja nicht nur der Jurist und Politiker, der sich in den Verfassungskämpfen seiner Zeit rückhaltlos für das »gute alte Recht« einsetzte, er war nicht nur der Lyriker und Balladendichter, als der er in allen Schulbüchern paradiert, sondern er war auch ein begeisterter Forscher - und ein gut Teil seiner intensivsten Studien galt der Volksüberlieferung. Er schrieb lange Abhandlungen zur Sagenforschung und er gab 1844 eine der schönsten deutschen Volksliedsammlungen heraus.

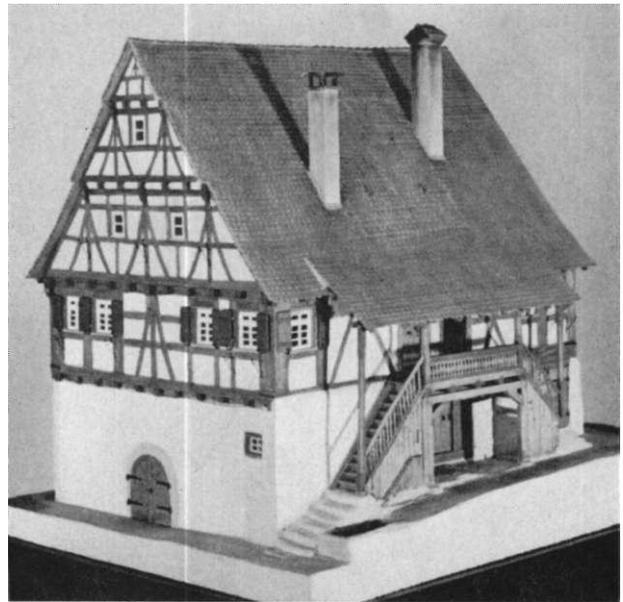
Mit diesen Leistungen aber - wenn wir von geringfügigeren Vorläufern absehen - begann die volkskundliche Forschung in unserem Land, wenn sie auch erst ein Jahrhundert später den Rang einer Universitätsdisziplin und den Gewinn eines eigenen Instituts verbuchen konnte. Friedrich Theodor Vischer fügte seiner Ästhetik eindrucksvolle Passagen über die Volks-

dichtung ein, und wenig später begann Ernst Meier in ausgesprochener Verehrung für Uhland in der Umgebung Tübingens Märchen, Sagen, Lieder und Berichte über Volksbräuche zusammenzutragen. Er kam aus Norddeutschland, und er war von Hause aus Orientalist; da ihm aber die eifersüchtigen Fakultätskollegen lange Zeit einen Lehrstuhl verweigerten, erholte er sich von seinem Verdruß bei seinen Ausflügen und erfrischte sich »an der gesunden, kräftigen Natur des Landvolkes«.

Fast müssen wir dem damaligen orientalistischen Ordinarius dankbar sein, daß er sich so stur gegen einen »Doppellehrstuhl« wehrte — denn die Meierschen Sammlungen bilden noch immer den wesentlichen Grundstock des volkskundlichen Materials zur mündlichen schwäbischen Volksüberlieferung. Ausgebaut wurde dieser Grundstock von vielen. Anton Birlinger muß wenigstens genannt werden, «den es als Professor nach Bonn verschlug, der aber seiner engeren und weiteren Heimat - er war ein Wurmlinger! - zahllose Studien über örtliche Traditionen schenkte; Michel Buck auch, der oberschwäbische Arzt und Mundartdichter, der Flurnamen deutete und Sagen sammelte; und schließlich auch Karl Bohnenberger, der eigenwillige Bibliothekar und spätere Germanistikprofessor, der erst 1951 als 88jähriger verstarb, und der wohl noch manchem Tübinger in guter Erinnerung ist.

Bohnenberger gehört aber auch zu der anderen Linie wissenschaftlicher Entwicklung, die ins Ludwig-Uhland-Institut mündet: er war vor allem Mundartforscher. Von Ort zu Ort wanderte er und suchte nach den ältesten [Dialektformen — Erbe und Schüler Hermann Fischers, der das ungeheuer reiche Schwäbische Wörterbuch begründete und einen Atlas zur südwestdeutschen Dialektgeographie entwarf, <und der seinerseits wieder abhängig war von Adalbert von Keller, von Johann Christoph von Schmid ...

Berühmte Namen vergangener Jahrzehnte, alte Dialekte, schlichte Volkslieder, dämonische Volkssagen - was sich so aufbaut, ist zunächst das Bild der sogenannten guten alten Zeit, und was sich daraus für das Ludwig-Uhland-Institut ergibt, ist zunächst der Auftrag, dieses Erbe zu verwalten. Aber richtig verstanden heißt das doch wohl, daß man versucht, daran weiterzubauen, daß man mit dem gleichen Eifer und Interesse auch den heutigen Formen der Volkskultur nachgeht. Gerade weil den volkskundlichen Gegenständen von einst — den Liedern und Tänzen, den Trachten und Geräten, den Sitten und Bräuchen — heute der Hauch des Musealen oder des unecht Kunstgewerblichen anhaftet, ist man in der wissenschaftlichen Volkskunde sehr kritisch geworden gegen eine einseitige Festlegung auf diese malerische Schauseite des Volkslebens. Wenn es die Aufgabe dieser Wissenschaft ist, die kulturellen



Modell eines Wein- und Ackerbauernhauses in Reutlingen-Betzingen.

Äußerungen des »einfachen Volkes« - das in Wirklichkeit gar nicht so einfach ist! — zu untersuchen, dann darf sie auch vor dem nicht haltmachen, was oft kritisch als »Massenkultur« klassifiziert wird. Daß sich manche Leute - selbst in der hohen Politik - so gebärden, als sei Deutschland noch immer ein bäuerlicher Nationalstaat, ist offenbar nicht zu verhindern; eine Wissenschaft aber darf sich das nicht erlauben.

Aus solchen Überlegungen ergab sich für die Volkskunde - und ganz entsprechend für die Mundartforschung - eine doppelte Ausrichtung: Auf der einen Seite ist die so simpel klingende und in Wirklichkeit gerade für die Volkskultur vergangener Jahrhunderte so schwierige Frage, »wie es eigentlich gewesen ist«, der Lösung näherzubringen. Auf der anderen Seite aber gilt es die gegenwärtigen Prozesse der Auflösung, des Wandels und neuer Traditionsentwicklungen zu studieren. Das Tübinger Ludwig-Uhland-Institut darf für sich in Anspruch nehmen, daß es gerade auch in diesen Gegenwartsfragen das Fach ein schönes Stück weitergeführt, daß es aber die historischen Fragen keineswegs ganz vernachlässigt hat.

Nehmen wir ein Beispiel: In den Institutsräumen stehen die handwerklich sauber gearbeiteten Modelle deutscher Bauern-



»Essenträger« aus Hohenlohe, gestiftet von Archivrat K. Schumm.

häuser aus verschiedenen Landschaften. Sie geben einen lebendigen Eindruck von den alten Bauformen und ihrer räumlichen Gliederung, von der Zweckhaftigkeit und der Schönheit dieser Bauten, und sie bilden Demonstrationsmaterial für Fragen der historischen Siedlungs- und Hausformengeographie, die gerade in den letzten Jahren wieder heftig diskutiert wurden: haben die Haustypen etwas mit den Stämmen zu tun? Ist bei uns im Neckarland das Gehöft oder das Einhaus der ältere Typ? Was bewirkt die Veränderung der Bauweise, der Zeitstil, ein neu aufgetauchtes wirtschaftliches Bedürfnis, die Erbsitte? Dies also ist die eine Seite. Auf der anderen Seite ist es deutlich, daß

diese traditionelleren Fragen den heutigen Entwicklungen des Bauens nicht mehr gerecht werden; aber noch immer bestimmt ja doch das Gesicht und die Anordnung der Häuser und Häusergruppen ganz wesentlich die Lebensformen. So stellte sich das Institut vor ungefähr zehn Jahren die Aufgabe, gerade nicht wohlgeordnete und unveränderte Gemeinwesen zu untersuchen, sondern dort anzusetzen, wo die Veränderungen und Neuentwicklungen am offenkundigsten waren: es entstand die Studie »Neue Siedlungen«.

Der eigentliche Ausgangspunkt für die soziologischen und volkskundlichen Untersuchungen in etwa 30 Neusiedlungen - von der Größe einer mittleren Stadt bis herab zu einer Gruppe von Aussiedlerhöfen - lag freilich an einer anderen Stelle, die wiederum sehr deutlich die doppelte Aufgabe illustriert. Bald nach dem letzten Kriege hatten Studenten unter der Leitung von Hugo Moser und später Helmut Dölker damit begonnen, Aufzeichnungen bei den Neubürgern aus dem Osten zu machen; insbesondere sollte auf Grund der Berichte von Flüchtlingen aus Südosteuropa der Überlieferungsbestand ihrer donauschwäbischen Herkunftsorte rekonstruiert werden. Die Frage nach diesem Bestand wurde nicht etwa aus irgendwelchen politischen Gründen akzentuiert; man ging vielmehr davon aus, daß sich in den donauschwäbischen Dörfern zum Teil die kulturellen Zustände der Auswanderungszeit, des 18. Jahrhunderts, erhalten hatten - es ging also um historische Fragen. Doch stellte sich bei den Erhebungen heraus, daß die alten Traditionen sich zum Teil in der neuen Heimat schon verflüchtigt hatten - man denke nur an die Mundarten, die bei der jüngeren und zum Teil auch der mittleren Generation bald einem kaum mehr besonders gefärbten Umgangsschwäbisch wichen. Und damit drängten sich die anderen Fragen auf, die dann in den Neusiedlungen systematisch untersucht wurden: die Probleme der Akkulturation, die Frage, welche Gruppen sich in einer solchen neuen Umgebung zusammenschließen, welche Überlieferungsformen bewahrt und welche abgestoßen werden, welche Funktionsänderungen zu registrieren sind, wie sich das Heimatgefühl und Heimatbewußtsein ändert bei Leuten, die der alten Heimat mit starken Erinnerungen verbunden sind, die sich aber in der neuen Heimat einleben müssen.

Was sich bei diesen Flüchtlingsuntersuchungen als Problem ergab, ist aber nur die extremere Formulierung einer Fragestellung, die heute ganz allgemein an das Volksleben herangetragen werden muß: wie steht es mit dem Verhältnis von Beharrung und Wandel, von Tradition und Mobilität? Die Volkskunde, als eine der Romantik verpflichtete Wissenschaft, hat sich lange Zeit gegen alle dynamischen Kräfte der Veränderung abge-

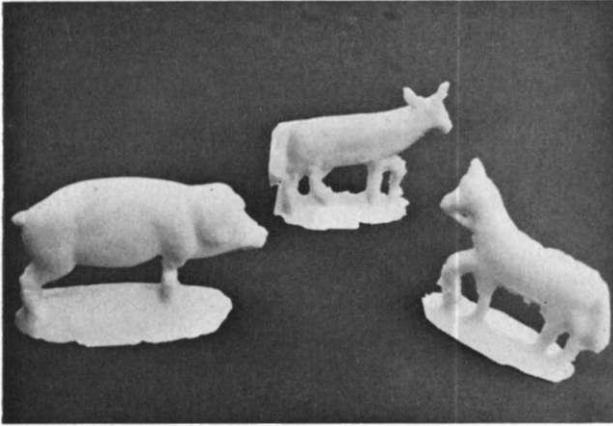
schirmt: Sie sah ihr Forschungsfeld dort, wo »echte Gemeinschaft« am Werk ist, nicht die wirre Vielfalt gesellschaftlicher Verflechtungen; sie benützte Ausdrücke wie Volkslied, Volkskunst, Volksbrauch etc. als unantastbare Wertbegriffe; sie suchte sich auf das Organische, das Gewachsene zu konzentrieren. Was sich aber schon vor Jahrzehnten für die Hellsichtigeren ankündigte, ist heute ganz offenkundig geworden: wer sich so beschränken will, bewegt sich im Zirkel von Phantasieprodukten. Das »echte Volkslied« - gewiß, es gibt Gruppen, die es zu »pflegen« suchen; aber diese Gruppen sind organisiert und haben ihre Statuten, und das Volkslied lebt bei ihnen sein »zweites Dasein«, wie es ein Musikwissenschaftler ausgedrückt hat. Dagegen ist gar nichts zu sagen; aber wer so tut, als handle es sich um das erste Dasein, um ein Zeugnis spontaner Ursprünglichkeit, der geht in die Irre. Wenn dies aber erst einmal eingeräumt ist, dann liegt es nahe, sich von den alten Begriffen nicht mehr fesseln zu lassen und umfassender zu fragen: Was wird heute überhaupt noch gesungen? Bei welchen Gelegenheiten? Gibt es Unterschiede im Liedgut der Generationen, der Geschlechter, der Bewohner von Städten und Dörfern? Welche Rolle spielt das Singen in der Schule und im Gesangsverein? Natürlich bekommt in einer solchen Untersuchung auch das Volkslied seinen Platz zugewiesen, aber daneben stehen andere Formen — eine Dissertation, in der die angeführten Fragen für den Kreis Reutlingen untersucht wurden, trägt den Titel: »Volkslied - Schlager - Evergreen. Studien über das lebendige Singen«.

Diese Arbeit wurde in der Reihe »Volksleben« publiziert, in der die Untersuchungen des Instituts seit drei Jahren zusammengefaßt werden, und die inzwischen bereits auf 15 Bände angewachsen ist. Die meisten dieser Bände zeigen das Ineinander historischer und gegenwartsorientierter Forschung. Eine Arbeit über »Hafner und Hafnerhandwerk in Südwestdeutschland« schildert anhand von reichem Archivmaterial das Wesen dieses aussterbenden Berufsstandes und seine Erzeugnisse; aber sie sucht auch den Einfluß der Industrialisierung und den Übergang zum Kunstgewerbe anschaulich zu machen. Einer der Bände trägt den Titel »Der triviale Familien- und Liebesroman im 20. Jahrhundert«; hier wird also ausdrücklich nach der volkstümlichen Unterhaltung im Stil der Courths-Mahler- und der Hör-Zu-Romane gefragt, die ja doch die Rolle der sogenannten Volksbücher längst übernommen haben. In der »Volkschauspielforschung« konzentrierte man sich lange Zeit auf die brauchtümlichen Spiele, wie wir sie etwa noch in Resten beim Wurmlinger Pfingstritt erleben können. Aber auch hier haben sich daneben längst andere Formen ausgebreitet: in einer Un-



Hexenmaske, geschnitzt von dem Biberacher Hasenmaile 1961.

tersuchung des Instituts werden die »historischen« Theaterstücke untersucht, wobei die Verfasserin auch vor dem Repertoire der Vereinsbühnen nicht haltmacht; eine andere nimmt sich das »Naturtheater« vor, das sich gerade auch bei uns im Südwesten in vielen Orten installiert, und von dem ein Ausläufer in der Form der Marktplatzaufführung nun auch Tübingen erreicht hat. Besondere Aufmerksamkeit wurde der schwäbisch-alemannischen Fasnacht in ihrer bunten Vielfalt zugewandt; und dies ist wieder ein Gebiet, auf dem die Wörtchen »uralt«, »urtümlich«, »magisch« usw. überall in den geläufigen Berichten und Abhandlungen verstreut sind. Natürlich gibt



Wachsmotive aus Wangen i. A.

es alte Elemente in den Fasnachtsbräuchen, und es gehört zu den reizvollsten und schwierigsten Aufgaben, diese aufzudecken und zu erklären. Aber diese Aufgabe ist gerade deshalb so schwierig, weil sich über diesen alten Elementen unzählige neue angelagert haben. In den letzten Jahren wurden in Dutzenden von oberschwäbischen und badischen Orten neue Narrenzünfte gegründet; nach den örtlichen Necknamen oder irgendeinem Einfall wurden Larven geschnitzt und Kostüme geschneidert - und all das wird schon nach wenigen Jahren als »Tradition«, ja als »uralte Tradition« bezeichnet. Hier schlägt eine Mode unmittelbar in Brauch um - ja man kann geradezu sagen, daß hier Mode und Brauch fast dasselbe sind.

Daß auch die neuen Masken zum Teil beachtliche Zeugnisse der Schnitzkunst sind - davon konnten sich die Besucher einer Sonderausstellung überzeugen, die vor einigen Jahren im Ludwig-Uhland-Institut eingerichtet wurde. Solche Ausstellungen sind inzwischen auch zu anderen Themen gezeigt worden: eine galt dem »Schwäbischen Töpferhandwerk«; eine andere faßte »Zeugnisse der Volksfrömmigkeit aus Südwestdeutschland« zusammen, eine weitere war »Weihnachten in Vergangenheit und Gegenwart« gewidmet. In jeder dieser Ausstellungen wurden über 3000 Besucher gezählt - Grund genug, diese Einrichtung beizubehalten. Als nächstes ist eine Ausstellung über »Hirtenkulturen« vorgesehen, die freilich nur dann in Frage kommt, wenn die Bauarbeiten in dem zwar im ganzen noch recht soliden, in einigen Teilen aber doch etwas altersschwachen Haspelturm bald zum Abschluß gebracht werden.

Es liegt nahe, daß im Bericht über ein solches Spezialinstitut mehr von der Forschung als von der Lehre die Rede ist. Aber es soll doch wenigstens ein Wort auch dazu gesagt werden. Im vergangenen Sommersemester waren rund 40 Studenten an einer Übung beteiligt, die praktischen Dorfuntersuchungen im Kreis Tübingen galt. Es war nicht der erste Versuch dieser Art; im Abstand von einigen Jahren werden immer wieder einmal zwei Dörfer des Kreises ausgewählt und miteinander verglichen: Hirschau und Hagelloch, Wurmlingen und Unterjesingen - diesmal Kiebingen und Kusterdingen. Wer die Verhältnisse kennt, wird gleich den Grundsatz der Auswahl erkannt haben: der eine Ort liegt jeweils im Altwürttembergischen, der andere dagegen im ehemals vorderösterreichischen Gebiet.

Und hier zeigt sich noch einmal, daß Geschichte und Gegenwart zusammengehören: dieser Unterschied ist eben nicht nur ein historischer, sondern er wirkt sich bis heute in vielen kulturellen und sozialen Erscheinungen aus - in der Konfession, im Vereinsleben, in der unterschiedlichen Brauchfreudigkeit und den Brauchformen, in der Namengebung, in der wirtschaftlichen Struktur und darüber hinaus in der gesamten Lebensart eines Ortes. Die Studenten holen die vergilbten schweinsledernen Aktenbände von der Rathausbühne, entziffern die Einträge, die beim Tod eines Bürgers über seinen Besitz gemacht wurden, die Ratsprotokolle, die Grundbücher. Aber sie suchen auch mit der Dorfbewölkerung in Kontakt zu kommen, suchen zu erfahren, wohin die Leute zur Arbeit fahren, wieviele Vollbauern es gibt, wie es mit dem kirchlichen Leben und mit außerkirchlichen religiösen Gruppen steht, welche Vereine vorhanden sind und was dort geboten ist, welche »Hobbys« eine größere Rolle spielen, wer noch Mundart redet, und wo eine Art Honoratiorenschwäbisch Eingang findet - und so weiter und so fort...

Es liegt nahe, daß nicht alle Studenten diese Aufgaben mit dem gleichen Geschick und dem gleichen Spürsinn bewältigen. Es gibt auch immer wieder solche, die trotz allen Vorwarnungen und methodischen Ermahnungen *ein* biederes altes Mütterchen mit der Frage überfallen: »Haben Sie auch Aberglauben hier?« Aber im Verlauf der Untersuchungen ist es bisher doch wohl allen deutlich geworden, daß es auch hier nicht um einzelne Rosinen geht, nicht um das »Urtümliche« allein, sondern um die volle Wirklichkeit des kulturellen und sozialen Gefüges, um das ungeschminkte Volksleben - zu dem freilich paradoxerweise heute auch etwas Schminke zählt. Gerade dadurch aber, daß der unbefangene Blick auf die ganze Vielfalt dieses Volkslebens erlaubt, ja gefordert wird, hat die Volkskunde und auch die Mundartforschung ein Stück von der Unmittelbarkeit zurückgewonnen, die sie in den Zeiten Ludwig Uhlands besaß.